

Imitieren oder bewahren? : Architektur und Denkmalpflege

Autor(en): **Hoffmann-Axthelm, Dieter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **74 (1987)**

Heft 3: **Unheimeliges für die Stadt = Rien d'intime pour la ville = No intimate atmosphere with urban spaces**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-56166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Imitieren oder bewahren?

Architektur und Denkmalpflege

Häuser, ganze Ensembles werden abgebrochen, um sie als Imitation wieder neu zu bauen. Die Paradoxie scheint einer ästhetischen Logik zu entspringen: die funktionellen Veränderungen in der alten Stadt sind offenbar so, dass sie verborgen werden müssen, dass zumindest von aussen alles so bleibt, wie es war. Diese Hyperrealität pflegen Spezialisten, Imitationshelfer als Architekten potemkinscher Kulissen. Gibt es Alternativen? Ein Essay.

Architecture et protection des monuments

Des maisons, des ensembles complets sont démolis avant que l'on en reconstruise l'imitation. Ce paradoxe semble résulter d'une logique esthétique: les transformations fonctionnelles dans les villes anciennes sont manifestement telles qu'elles doivent demeurer cachées, les choses restant ce qu'elles étaient, du moins en apparence. Ces hyperréalités sont du ressort de spécialistes, imitateurs architectes de coulisses trompeuses. Existe-t-il des alternatives? Un essai.

Architecture or the Preservation of Monuments

Houses, indeed entire blocks are being demolished in order to reconstruct them as mere imitations. This paradoxon seems to be founded on aestheticism: the functional changes occurring within old town centres are seemingly something to be hidden, so at least exteriors remain as they used to be. This hyperrealistic aspect is kept up with the help of specialists, promoters of imitations as architects of mere façades in the manner of Potemkin. But are there any alternatives? An essay.

Es scheint alles gewonnen, wenn diese Aufgabe gestellt ist: Bauen in historischen Bereichen – wenn also begriffen und anerkannt ist, dass der Architekt um sich zu schauen hat und dass die Altvorreden ihm über die Schulter schauen. Es scheint das Ende der groben Einbrüche der sechziger Jahre, der massstablosen Kaufhaus- und Parkhausblöcke, in alte Städte gezwängt unter Beseitigung eines ganzen Strassengevierts. In der Tat, es ist, weitgehend, das Ende der grossen Einbrüche – aber auch das Ende der Diskussionsfähigkeit der Denkmalpflege und, wenn alles so weitergeht, das der alten Städte, der historischen Bereiche selber.

Es ist leicht, gelungene Beispiele vorzuzeigen. Es genügt, sich eines Spitzenfalls zu erinnern, des Geschäfts- und Wohnhauses von Gino Valle an der Via Mercato Vecchio in Udine. Aber jeder hat in diesem Falle ohnehin sein Beispiel parat. Nehmen wir vorerst aber einmal Abstand von der Diskussion der Beispiele, und bleiben wir bei der Diskussionsstruktur. Das fällt weniger leicht, weil in ihr das Beispiel, egal welches, eine reflektorische Wirkung ausübt: einen Kurzschluss herzustellen. Nach dem Beispiel-einwurf ist es so gut wie unmöglich, weiterzudiskutieren, denn es scheint ja bewiesen, «dass es geht». Aber darum, ob es geht oder nicht, geht es gar nicht. Na-

türlich geht es (wenn der Architekt gut ist, ihm die Sache liegt, der Bauplatz mitspielt). Oft muss es einfach auch nur sein, ob es ästhetisch gelingt oder nicht. Worüber zu diskutieren wäre, das aber ist gerade am Einzelfall überhaupt nicht zu diskutieren, sondern nur an der Serie, an den Verhaltensweisen, die das Beispiel in Bewegung setzt, an den Folgen, die die Einstellung, es gehe ja doch, in den alten Stadtbereichen zeitigt.

In der Tat fehlt es rundweg an qualifizierenden Begriffen für das, was da vor sich geht. Prototypisch ist der Rückzug auf die pure Geschichtlichkeit des Bauens, die, wie das Beispiel der Münchner Ausstellung «Moderne Architektur in historischen Umgebungen» (1978) vorgeführt hat, zu nichts verpflichtet: immer musste Neues gegen Altes gesetzt werden, doch sorgt der Genius loci für Gemeinsamkeiten, statt Verdrängung geht es um Integration; und es folgen die Beispiele. Anders gesagt: Jedes Beispiel ist unmittelbar zur Geschichte, es braucht keine Aufklärung darüber, was es heute mit den alten Städten und was es heute mit der Architektur auf sich hat, es kommt auf die Qualität des einzelnen Zugriffs an.

Das ist aber eine reine Architektensperspektive. Der Architekt respektiert die Vergangenheit, und schon fragt ihn oder seinen Bauherrn keiner mehr,

ob das, was da vorher stand, wirklich abgerissen werden musste. Oder wollen Sie, dass Michelangelo nicht den Petersdom gebaut hätte oder Elias Holl das Augsburger Rathaus? Dass uns davon säkulare Brüche trennen und wir heute in einer völlig neuen Situation anders denken lernen müssen, das passt nicht ins Ungefähre eines solchen Umgangs mit historischer Substanz. Das Publikum – die öffentliche Meinung – erst recht hat Angst, den Opfern des Neubaus nachzuschauen. Während die Politiker, um sicherzugehen, die «harmonische Verbindung» von Alt und Neu behaupten, redet das Feuilleton, ineins mit der Architektenkammer, von der Notwendigkeit eines «Ausdrucks unserer Zeit». Als ob der sich nicht, über Stadtautobahnen und McDonald's, von alleine herstellte.

Nimmt man das Ausdrucksargument (jede Architektur sei unmittelbar zur Geschichte) und den Respekt vor der Vergangenheit (der Neubau werde in einen historischen Zusammenhang «integriert») zusammen, dann ist der ideale Sprachnebel beisammen: Es scheint ein vernünftiges Gleichgewicht zwischen Gegenwart und Vergangenheit angezeigt, ohne dass bei so viel Richtigkeit noch zur Sprache kommen könnte, was dabei tatsächlich geschieht: dass die kontextuelle Architektur an die Stelle der wirklichen historischen Baudenkmäler tritt. Am En-

de gibt es zwar weiter den historischen Kontext, aber nichts mehr zeugt von den historischen Verhältnissen direkt, alles redet nur davon, bezieht sich auf sie, spiegelt sie, setzt sich von ihnen ab – alles Zeichenoperationen auf jener leicht aufzusetzenden Oberfläche, auf die heute der Name Architektur beschränkt ist. Der historische Kontext ist eine semantische Veranstaltung, die ohne die Abstützung auf wirkliche Baudenkmäler erst richtig zu sich kommt.

Ich bestreite den Architekten keinen Augenblick das Recht, so vorzugehen. Es ist aber wichtig, die Verlustseite ebenfalls zur Sprache zu bringen – es sei denn, man wolle auf Denkmalpflege verzichten und für die Zukunft die kontextuellen Architekturen zur eigentlichen Denkmalpflege erheben. Das kann auch im Interesse der Architektur nicht liegen. Denkmalpflege, das ist ja kein zweiter Weg, überhaupt kein Zweites, neben dem Bauen, keine Alternative; sie ist eine Grenzbestimmung, ohne die das Bauen und Entwerfen schattenlos würde, am Ende auch langweilig.

Man muss, um das einzusehen, die Linie voll ausziehen, die das kontextuelle Bauen anlegt. Am einfachsten einzusehen ist, dass ein solches Bauen, ganz gleichgültig, ob es sich über Kontrast oder Anpassung definiert, den Ast eines Tages absägen könnte, auf dem es sitzt: nehmen wir an, es gäbe nur noch Spiegelungen. Was da passiert, ist aber, wie gesagt, am Einzelfall noch gar nicht zu sehen. Ich nehme ein denkbar starkes Beispiel, noch einmal Valles Haus in Udine. Man kann in beliebiger Ausführlichkeit zeigen, wie dieser Bau, bei aller Modernität und Freiheit, einen engen Dialog mit seiner gesamten Umgebung unterhält, vor allem aber auch mit dem Haus, das vorher an seiner Stelle stand. Das ist, akzeptiert man die Notwendigkeit des Neubaus, der günstigste Fall und darüber hinaus ein Gewinn für die moderne Architektur.

Man kann aber auch einen anderen Blick darauf werfen. Zweifellos – und die erhaltenen historischen Fotos reichen m.E. aus, um das zu beurteilen – war der Standort insgesamt vorher reicher, ruhiger, schöner. Zwar, der Neubau setzt ei-

nen ungewohnten Akzent und eine bis dahin nicht vorhandene Spannung; zugleich sind die Einheitsmomente der Strasse erhalten, die alpinen Schattenzonen unter der Traufe und im Arkadenbereich und die damit verbundenen horizontalen Trageformen. Der Kontext ist nicht nur erhalten, sondern stärker, flüssiger ausformuliert als vorher. Trotzdem ist der Rhythmus der Strasse völlig verändert. Das neue Gebäude ist dank seiner Bauart unweigerlich ein Punkt stärkerer Betonung und zugleich gesteigerter Beschleunigung – das aber als Ersatz eines Gebäudes, das, das älteste der Reihe, gerade die umgekehrte Funktion ausübte: zurückzunehmen, zu schliessen, eine Ferma zu bilden, niedriger als die Nachbarn, massiver, massige Säulen mit Rundbögen statt der Pfeiler und Architrave.

Man kann nun darauf hinweisen, dass alle Nachbargebäude und auch der Vorgängerbau selbst bereits in Teilen oder ganz umgebaut, aufgestockt, erneuert waren. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass genau jenes Element der Reihe herausgebrochen wurde, das in diese Reihe ein vorkapitalistisches Zeit- (und Körper-)Gefühl hineinbrachte. Dieses Stück noch ruhender Stadt ist ein für allemal verloren, der kontextuelle Zugriff griff es nicht mit; und durch die kontextuelle Treue hindurch, die das Ensemble besser erklärt als zuvor, ist die dem heutigen Wahrnehmungstempo entsprechende Modernisierung, die Beschleunigung, vollzogen.

Daneben ein alltäglicheres, deshalb nicht unwichtigeres Beispiel. In der Basler Altstadt sollte, zwischen Fischmarkt, Stadthaus- und Marktgasse, ein Kaufhaus gebaut werden. Das Vorhaben konnte verhindert, die hohen, schmalen zwei- bis dreischsigen Häuser gerettet werden. Unvermeidlich warf sich der Verwertungsdruck nun auf die historische Haut der Häuser, modernisierte und – wem will man das, nach dem grossen Verzicht auf Abriss, verargen – dehnte aus. Auch hier kann man darauf hinweisen, dass der historische, denkmalpflegerische Wert weder in der Qualität der einzelnen Häuser, im Einzelbau, lag noch auch eine vollständige historische

Reihe vorhanden war, vielmehr das kontextuelle Prinzip auch hier schon, wie in Udine, im 19. Jahrhundert (und früher) gewirkt hatte – wozu also sich am einzelnen Haus festklammern wollen?

Aber natürlich ergriff es wieder das kleinste; vier niedrige Stockwerke, niedriger als die der Nachbarn, das erste Obergeschoss sichtlich einmal, im 16. Jahrhundert, das letzte, die beiden weiteren im 18. denkbar einfach aufgesetzt, gerade so war es die punktuelle Anwesenheit einer anderen Zeit, die mit ihren Dimensionsunterschieden, als einer sozialen Sprache, zwischen arm und reich, zwischen Handwerkern und Kaufleuten unterschied, statt sie in verschiedene Zonen zu delegieren.

Die Aufstockung hat sich sogar denkbar genau an das vorige Bild gehalten. Wie vorher das Dach, so springt jetzt das neu aufgesetzte fünfte Obergeschoss insgesamt hervor und gibt sich durch seine moderne Geschosshöhe auch als modern zu erkennen, schiebt dann noch einmal ein alpines Traufendach vor, um darüber dann die zwei unvermeidlichen, zu gross geratenen Gauben zu tragen, die den neuen sechsten Stock ausmachen, in ungefähr gleicher Höhe mit den Nachbarn. Die historische Dimension, das Kontextuelle, ist gewahrt, und doch fehlt der Strasse seitdem der historische Ton, und es reicht aus, sich dem Eindruck hinzugeben, dass nun auch das nächste, noch etwas niedrigere Haus zwei Hausstellen weiter aufgestockt werden muss, um zu begreifen, was an die Stelle getreten ist.

Denn der eigentliche Effekt ist die flächendeckende Wirksamkeit des Konstruktus «historischer Kontext»/historische Umgebung. Es genügt dazu nicht der Blick auf eine Baustelle, auch nicht der auf eine Strasse. Man muss die Serienbildung quer durch diejenigen Altstädte im Auge behalten, die, gerade weil sie nicht mehr für Grossinvestitionen abgerissen wurden, nun mit ihrer stehengebliebenen historischen Substanz selber dem gleichgebliebenen Spekulationsdruck ausgesetzt sind und standhalten müssen.

Um in Basel zu bleiben und das Serielle des Vorgangs zu zeigen: Der Häuserblock zwischen Kornhausgasse und

Schützenmattstrasse in der Spalenvorstadt führt dieselbe Logik vor. Der weitläufige Innenbereich des Blocks, ehemals Gärten, beherbergt die Basler Feuerwehr – Grund genug, die seit anderthalb Jahrhunderten offene Häuserlücke an der Spalenvorstadt weiter offen zu lassen, weder zur Funktion noch zum Strassenraum ergab sich der Schatten eines Missverhältnisses. Man hat sie, aus spekulativen Gründen natürlich, nicht aus städtebaulichen, geschlossen. Dass es architektonisch danebengeht – auf den ersten Blick, auf hundert Meter Entfernung, bevor man irgend etwas weiss, erkennt man die mühsam umrahmte unverkennbare Feuerwehreinfaht, mehr ist nicht –, betont den städtebaulichen Effekt: dem Stadtort durch Zubauen ein für allemal den Mund stopfen. Um die Ecke, in der Schützenmattstrasse, steht gerade noch (oder stand?) das letzte alte Haus – zweistöckig. Ein sechsstöckiges Wohnhaus soll an die Stelle, natürlich unter voller Wahrung der historischen Dimensionen: gleiche Trauf- und Dachhöhen mit den Nachbarn.

Der Luxus des Bauens im historischen Kontext resultiert in Herstellung von Gleichförmigkeit. Äusserliche Gleichförmigkeit ist bekanntlich langweilig, und so zu bauen heisst in der Tat, die Innenstadt zu eben dem umzubauen, was die grossen Einbrüche früher, die Kauf- und Bankhäuser usw. auch hineinbringen wollten.

Ganz offensichtlich ist das nicht einfach die Schuld der Architekten. Diese Art von Stadtumbau ist die Folge eines faulen Kompromisses zwischen Grundstückverwertung und Denkmalpflege. Eine Denkmalpflege, die noch vom klassischen Begriff des einzelnen unersetzlichen Kunstdenkmals her beeindruckt ist, findet sich seit den sechziger Jahren unversehens mit einer Verantwortung beladen, die ihr vielleicht gar nicht zusteht, auf die sie aber jedenfalls auch nicht vorbereitet ist, die Verantwortung für die Gesamtheit der historischen Strukturen einer Stadt.

Jetzt hat die Denkmalpflege diese Zuständigkeit nun einmal akzeptiert, ob man das will oder nicht. Sie hat zugleich aber sich nicht getraut, ihr Instrumenta-

rium darauf auszudehnen, was sie jetzt zu schützen hat. Sie schützt Strukturen: der Begriff der historischen Umgebung, des Kontextes, ist ein denkmalpflegerischer Versuch. Er ist zu einem Erfolgsinstrument ohnegleichen geworden, weil die Bauspekulation gelernt hat, dass sie damit sehr gut leben kann: sie kommt auf ihre Kosten und erntet Lob statt Tadel. Opfer dieses Kompromisses sind die Kleindenkmäler. Sie fallen aus dem Netz der Erhaltung der historischen Strukturen heraus. Sie können angeblich ausgetauscht werden, ohne dass der historische Gesamtcharakter eines Stadtortes Schaden erleidet.

Ich habe oben gezeigt, dass diese Voraussetzung nicht zutrifft. Indem man das einzelne historische Haus fallenlässt, lässt man die historische Gegenständlichkeit insgesamt fallen und mit ihr die wirkliche historische Dimensionalität: die Widersprüchlichkeit ganz unterschiedlicher Ordnungen, Zeitverhältnisse, Ansprüche, Ungleichzeitiges, Nichtabgestimmtes, die Brüche, Härten und Herzlosigkeiten des wirklichen historischen Prozesses. Der Begriff der historischen Umgebung dagegen ist modern: Er ist gebildet auf der Basis der erfahrenen Aufhebung der historischen Parzellenformen durch grossräumige Eingriffe, und entsprechend bezeichnet er einen Makroblick, der das einst historisch gegeneinander agierende Einzelne zum «Ensemble» (von «Geschichte») zusammenfasst und wahrnehmungsmässig als ein einziges Objekt durchstrukturiert. Die historische Massstäblichkeit ist die des Ensembles, und wie jede Wahrnehmungsrealität zur Vereinfachung tendiert, so wird innerhalb des Ensembles ausgeglichen, werden die Binnenwidersprüche unterdrückt. Ein entsprechender Stadtumbau hinterlässt dann zwar nachweislich auch historische Häuser, aber das einzelne Haus ist für die Wahrnehmung nicht mehr existent.

Dieses Heraussäubern der Irritationen aus dem Stadtbild geht ganz sicher über den Aktionsradius und die Möglichkeiten der Denkmalpflege hinaus. Wor-um es geht, ist Geschichtsbereinigung: Die ganze vorhandene Stadtgeschichte schrumpft auf einen historischen Gebäu-

depool zusammen, der – und das ist das Moderne – nicht an seiner eigenen Dimensionalität gemessen wird, sondern an dem Ausnutzungsgrad und damit den Traufhöhen genau jenes 19. Jahrhunderts, das bis vor einer Generation noch gar nicht Geschichte war, sondern der Vernichter der alten Städte und der Feind des neuen Bauens und Planens ineins, jedenfalls abriswürdig. Die Gleichförmigkeit des Miets- und Geschäftshauses von 1870 bis 1914 definiert heute, was historische Dimension ist, bzw. interpretiert die gemischte, vom Mittelalter bis heute reichende Bebauung durch ihre strategische Rahmenfunktion, das Maximum zu bezeichnen, bei dem spekulative Überbauung noch historisch immanent bleibt.

Entsprechend allgemein gefasst müsste auch die Argumentation sein, die sich einer solchen dimensional, wahrnehmungsmässigen Entleerung und Banalisierung der Stadt widersetzt. Die Denkmalpflege ist überfordert, gerät zu ihren eigenen Aufgaben in Widerspruch und geht von einer Niederlage zur nächsten. Denn natürlich ist das kleine, zweistöckige, zwei Fensterachsen breite Handwerkerhaus kein Baudenkmal, ob nun die Fensterlaibungen ornamentiert sind (oder waren) oder nicht. Eine Denkmalpflege, die das Gesetzesinstrumentarium, das für die grosse Kultur gemacht ist, auf alltägliche Gehäuse bezieht, die weder ästhetischen noch historischen noch architekturgeschichtlichen oder technischen Stellenwert haben, deren Bedeutung vielmehr darin liegt, überhaupt die historische Gegenständlichkeit im modernisierten Stadtbild zu vertreten, untergräbt sich selbst.

Man kann sie im Grunde aber schon deshalb nicht guten Gewissens der Denkmalpflege zuschieben, weil diese ihren Methoden nach gerade auf die Gegenseite gerät. Denn die Denkmalpflege steht ja ihrerseits unter ständigem Rechtfertigungsdruck gegenüber dem öffentlichen Geldgeber und gegenüber der privaten Spekulation, der sie das Denkmal entzieht. Sie kann es sich gar nicht leisten, etwas, was sie zum Denkmal erklärt, einfach weiter so in der Stadt stehen zu lassen. Allein schon aus strategi-

schen Gründen, nicht nur aus methodischer Perversion muss sie das, was sie retten will, aus- und inwendig vergolden und für den Wähler- und Grundbesitzerdurchschnitt, für den alles vor 1945 Geschichte ist, als Denkmal wiedererkennbar machen, ob das nun zum Vorteil des Denkmals ist oder nicht. Zum Vorteil des kleinen Handwerkerhauses wäre es zuallerletzt – es ist ja das, was es ist, dadurch, dass es liegengeblieben ist, dass mit ihm bislang nicht spekuliert wurde, dass es also noch nicht das Make-up der historischen Stadt von heute demonstriert. Und wie soll die Denkmalpflege erst die Häuserlücke schützen, die ausser zwei schönen Torpfeilern gar nichts materiell Schützbares enthält und doch genau jene Öffnung freihält, dank deren der historische Prozess des Stadtlebens überhaupt nur greifbar wird?

Damit wäre der Ball wieder an die Stadtplaner und Architekten zurückgegeben – wenn diese nicht weiter der Denkmalpflege die kritische, grenzsetzende Funktion zuschöben, auch hier, wo es langfristig im eigenen Interesse wäre, nicht alles zu machen, was ökonomisch geboten scheint und die Denkmalpfleger zulassen. Man muss also, gegen die üblich gewordene faule Versöhnung, beide Seiten erst wieder auf ihre Rollen verpflichten. Die Rolle der Denkmalpflege sollte klar sein: auf der Einmaligkeit des Gebauten zu beharren; jeder Versuchung zu widerstehen, Stadtplanung zu betreiben und in architektonischen Ersatzangeboten zu denken; überhaupt: nicht positiv werden zu wollen, sondern, ihren aus der untergegangenen bürgerlichen Gesellschaft mitgebrachten Ursprungskriterien gemäss, den Mut zum Neinsagen zu behalten, grenzsetzend zu wirken aus der Position der Unterlegenheit heraus, als Sachwalter der überholten, dem fortgesetzten Modernisierungsprozess unserer Gesellschaft zum Opfer fallenden historischen Verkörperungen.

Schwieriger ist die Rolle der Architektur zu bestimmen. Sie hat ja heute keine eigene Gegenständlichkeit mehr, sondern lebt von flüchtigen Austauschverhältnissen mit der Vergangenheit. Diese sind allerdings völlig unabhängig davon, ob in einer historischen Umge-

bung gebaut wird oder nicht. Es ist der ästhetische Prozess des Entwerfens – der architektonischen Phantasieentfaltung – selber, der den Austausch mit der Vergangenheit erfordert, nicht der konkrete Bauplatz. Der faule Kompromiss mit der Denkmalpflege, der sich vom Kontext die Stichworte vorsagen lässt – Fenster-rhythmus, Tragestruktur, Textur, Trauf- und Firsthöhen usw. –, kürzt den Bilderflug zwischen Vergangenheit und Entwurf zwar auf bequeme Weise ab, banalisiert aber auch das Ergebnis.

Gute Architekturen legen eine Distanz zwischen sich und das historische Gebaute, auch wenn sie ins historische Umfeld selber implantiert sind – besser gesagt: sie decken die Distanz des Verschwindens auf. Sie tun nicht so, als wäre alles in Ordnung, als gäbe es Kontinuität, als herrschte Frieden. Die Möglichkeit, sich dem Auftrag zu verweigern, eine Baulücke von zwei Fensterachsen Breite zu bebauen, wird oft genug nur der Fluchtpunkt bleiben, auf den hin doch tatsächlich entworfen und gebaut wird. Es wäre auch zu viel verlangt, solche Entscheidungen gerade denen zuzuschreiben, die vom Bauen leben. Natürlich sind sie für Neubau. Aber wenn sie etwas können, dann häkeln sie nicht mit nachbarlichen Anleihen die Lücke zu, sondern stellen den Riss dar, der sie davon trennt. Sie verhandeln mit dem Umfeld nicht als zufällige Nachbarschaft, sondern als Repräsentanten von Vergangenheit; und die Bilder, die sie dann in den Neubau einmontieren, sind sichtlich in der Ferne der Überholtheit und des Abrisses gewesen und als fliegende Bilder, als typologisch geronnene Erinnerungswolken zurückgekommen, so dass sie, bei möglicher Verwandtschaft und aller Sichtbarkeit des Austausches, mehr von heute reden als von gestern.

Eine Architektur, die sich weigert, Denkmalpflege zu mimen, sondern ihre gegenteilige Rolle zur Schau trägt ebenso wie das einseitig Interessierte ihrer Austauschprozesse mit der Vergangenheit, hätte ihrerseits auch nur dann eine wirkliche Chance, wenn man ihr die Lächerlichkeiten des Lückenfüllens und Eckenreparierens ersparte. Es gibt genug andere Aufgaben. Das setzte aber einen kul-

turellen Umdenkungsprozess voraus, der die Altstadtsubstanz endlich aus dem Verwertungsdruck entliesse. Das ist kein unrealistisches Ziel, aber es ist noch weit bis dahin.

In der Zwischenzeit bleibt nur, die scheinbaren kulturellen Begründungen der heutigen Praxis zu demontieren. Das begänne damit, dass sich die Denkmalpflege und alle anderen Interessierten weigern, bei jenen zahlreichen Substitutionen historischer Bauten durch historisch angepasste Neubauten von Ästhetik zu reden. Vielmehr sollte intensiv und ausschliesslich vom Geld geredet werden. Denn ästhetisch ist da nur zu verlieren – und in einem allgemeineren Sinne kulturell erst recht. Es ist Unsinn, diese Substitutionen nach wie vor damit zu verteidigen, dass wir nicht mehr im Mittelalter leben, als böte ein Haus des 16. oder 17. Jahrhunderts dem Gebrauch von Mikroelektronik nennenswerte Hindernisse. Es gibt, ausser dass es ums Geld geht, keine kulturelle Notwendigkeit, eine Altstadt ständig auf den neuesten Stand zu bringen. Umgekehrt wäre es ein Zeichen kultureller Reife, wenn unsere Gesellschaft allererst wieder so weit käme, einzusehen, dass man Teile der Stadt einfach belassen kann, statt sie höher zu bewerten als bisher oder sie durch übertriebene Erhaltung als Denkmal zu fetischisieren.

Dies erzwänge vielleicht von aussen diejenige Neubestimmung von historischem Zentrum und ahistorisch hässlicher bis unerträglicher Peripherie, die sich aus der blossen Einsicht in die Obsoleszenz dieser Leistungen der fünfziger und sechziger/siebziger Jahre allein nicht hergestellt hat. Da wäre dann nicht nur Platz für Investitionen in Architektur, sondern auch Notwendigkeit. Hier wäre das «Bauen in historischer Umgebung» endlich angekommen – denn zweifellos ist es sinnvoller, wenn man durch Bauen Geschichte erfindet, sie da zu placieren, wo noch keine ist, statt in den Altstädten, wo sie ist und wo man sie erst abreißen muss, um sie getreulich zu imitieren.

D. H.-A.

Das Essay steht im Zusammenhang mit einem thematisch verwandten Vortrag, den Dieter Hoffmann-Axthelm an einem Basler Kolloquium Ende September 1986 hielt.